

v@rum

Verlagspostamt 6900 Bregenz
Erscheinungsort Bregenz, P.b.b
Nr. 022031538

Forum für Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg Nr. 1/2009
13. Jahrgang



Blick nach Vorarlberg





Die Olpererhütte im Zillertal als Speerspitze Vorarlberger Baukunst.

Fotos: Alpenverein Neumarkt (D)

Nicht Heidi und nicht Tirolerhut

Fernwirkungen durch gelebte Echtheit



Dr. Georg Bayerle

Wie könnte ein kleines Land, das vom Gletscher bis zum Binnenmeer reicht, von der Rheinebene bis zur Silvretta durch ein paar Klischees abgebildet werden? Vorarlberg passt jedenfalls nicht zu Heidi und auch nicht unter einen Tirolerhut.

Ein Holzhaus mit Schindelpanzer ragt in die freie Gletscherwelt des Zillertals. Erst Vision, dann Wirklichkeit. Eine Speerspitze der Vorarlberger Baukunst befindet sich mit der Olpererhütte auf 2200 Meter über dem Schlegeisspeicher. Hier oben zu bauen gehört wohl zu den extremsten Herausforderungen an Planer, Techniker und den Helikopter. Freischwebend am 80 Meter langen Seil schleppt der Heli den großen rechteckigen Holzrahmen des künftigen Panoramafensters durch die Luft. Der Rahmen zeigt Berge, Himmel, Stein und grüne Matten. Bilder, die Klischees wiedergeben. Dieses Holzhaus Vorarlberger Bauart fordert die Vorstellungskraft heraus. Die Hütte balanciert zwischen Natur und Kunst und folgt dabei bestechend einfachen und klaren Prinzipien. Eine Holzbaufirma aus dem Bregenzerwald hat mit schwindelerregender Präzision das Werk vollbracht, das von dem Architekten Hermann Kaufmann aus dem Bregenzerwald ausgedacht wurde.

Vorarlberger Baukultur kann einen der ungewöhnlichsten Neubauplätze Europas für sich beanspruchen. Warum ruft das nicht viel mehr Aufmerksamkeit hervor? Im Ausland und daheim in Vorarlberg? Würde sich ganz Vorarl-

berg wiederfinden in einer neuen architektonischen Formensprache aus dem Traditionsprodukt Holz? Holz, von der Schindel bis zur modernen Naturarchitektur wäre die Marke, mit der das Land zwischen Bodensee und Silvretta von sich Reden macht. Der leidenschaftlich geführte, für Außenstehende amüsante Streit um Jodelbarock und Schuhschachteln hat dazu beigetragen. Vielleicht hat sich das Land selten mit einer Kontroverse so aus der Deckung gewagt wie mit dieser Debatte um eine „richtige“ Architektur. Dabei lässt sich in einer Zeit der Rückbesinnung auf Umwelt, Ressourcen und Klimaschutz der Siegeszug einer modernen Holzarchitektur ebenso wenig

aufhalten, wie ein Land stolz darauf sein kann, wenn man es mit einer innovativen Bautechnik und -stilistik verbindet.

Das Haus steht in direktem Bezug zur Identität. Im Sinne der Behausung als Sphäre der Privatheit, bezogen auf die Materialien der Heimat und Gegebenheiten der Umwelt. Kriterien wie Authentizität, Klarheit und ein Gefühl für die Umwelt spielen hier eine Rolle. Solche Gebäude sind echt, ehrlich und direkt – genauso wie das an Ort und Stelle erbaute Maisäß, das zu dieser Kultur gehört. Freilich mit der Werbewirksamkeit von Neuschwanstein können sie nicht konkurrieren. Im Märchenschloss findet sich



Vermittelt die Fernwirkung vom alljährlichen Spiel auf dem See ein authentisches Bild Vorarlbergs?

Foto: Archiv Bregenzer Festspiele/Karl Forster

Allerweltsphantasie wieder, in Vorarlberg ist das schwieriger. Immerhin: die Seebühne ist ein Ankerplatz für Inszenierungen der Phantasie und der Gesellschaft. Und mit James Bond geadelt als globaler Treffpunkt. Eine Fernwirkung, sicher. Aber eine, hinter der Vorarlberg steht?

Das Land ist ein bisschen Bodensee, ein bisschen Rheintal, etwas mehr Berge, es ist genauso lautes und angeberisches Lech am Arlberg wie unaufdringlicher und bescheidener Bregenzerwald. Ein kleines Land der Vielfalt kann seine Markenidentität nicht in schnellen und bunten und vor allem immer grelleren Zirkusnummern finden, um sich dann so im unstillen Medienzirkus zu behaupten. Da muss etwas Tieferes her, ein Mythos etwa, wenn man in diesem Zusammenhang den Begriff etwas ungenau und weit verstehen will: Heidi etwa mit ihren Assoziationen der reinen Bergnatur, Klarheit und Einfachheit käme in Frage, ist aber ein für allemal vergeben. Im Übrigen wäre erst einmal zu klären, ob das sogenannte „Heidiland“ mit diesem Mythos tatsächlich so gut lebt. Was aber wäre ein Vorarlberger Mythos? Ein sinnlich-assoziatives Konzept mit Fernwirkung? Hoch hinaus und Horizonte überwindend wie die Berghütte am Olperer.

Von der Silvretta, die Ill entlang ins Rheintal bis zum Bodensee ist es nur eine gute Autostunde. Tiefeingeschnittene Täler, Hochplateaus, Kalkzinnen, sanfte Übergänge. So kleinräumig und verschieden ist dieses schon kleine Land. Komplexe Kulturlandschaften werden aus der Ferne oft auf simple Typen reduziert.

In Deutschland sind es die Bayern mit Brezn und Bier, Schuhplattlern und Trachtenhut. In Spanien die Andalusier: Sherry und Gitarre, Flamenco und Torrero. Wo bleibt der Rest? Der spielt auf dieser Bühne die zweite Geige. Erst recht, wenn die Mentalität der Musiker gar nicht ganz da vorne hin will. In Bayern gibt es ja auch noch Franken und Schwaben. Beide haben das Gleiche zu bieten wie die Oberbayern, aber in Franken gibt es mehr Brauereien, auf Allgäuer Almen, die dort Alpen heißen, wird viel mehr Käse gemacht. Trotzdem: die Fernwirkung konzentriert sich auf die theatralischen Bajuwaren Altbayerns. Vorarlberg ist über die alemannischen Wurzeln mit den Allgäuern und Schwaben in Bayern verwandt. Die unaufdringliche und eher zurückgezogene Art dieses Menschenschlags ist eben nicht auf Fernwirkungen ausgerichtet. Einer der frühen Exportartikel des Montafon war der Krauthobel – Inbegriff einer armen und kargen Lebensweise. Muss man sich für so etwas schämen – oder führt nicht vielmehr eine Linie aus dieser Tradition in die Zukunft?

Bühnenreif ist es nicht – aber steht die Bühne für Vorarlberg? Von der Käsestraße, den historischen Orten im Bregenzerwald bis hinauf



Größte Herausforderungen mit schwindelerregender Präzision gelöst.

zum Piz Buin. Es öffnet sich in die Ebene des Rheins bis Bregenz, wo alles mündet und austrahlt in die Weite. Insofern hat die Seebühne eine natürliche Funktion: Die eines Tors, einer Visitenkarte und Empfangshalle. Die Seebühne strahlt aus und zieht Besucher an. Aber verstehen diese Besucher etwas von Vorarlberg? Sind

sie damit im Bann einer authentischen Wirkung, die sie aus der Ferne hergezogen hat? Die Olperer Hütte hat eine Fernwirkung – auf eine ganz andere Weise. Diese Hütte ist so aufsehenerregend wie abgelegen, bleibt natürlich, bescheiden und verwurzelt. Sie trifft damit den Kern. Inszenierungen stellen dagegen einen gewissen Widerspruch zur Mentalität des Holzbaus dar. Wenn Heidi die Welt in die Alpen bringt, dann ist Bregenz das Eingangstor nach Vorarlberg. Dann aber muss das Land seinen besonderen Charakter zeigen. Dort, wo der Reiz im Bescheidenen, Einfachen und Natürlichen liegt, kann es keine plakative Außenwirkung und keine einfachen Etiketten geben. Eine Ausstrahlung aber sehr wohl, die daher kommt, dass Land und Leute in diesem kleinräumigen Land echt und authentisch, verwurzelt und weltoffen sind. Die Frage ist dann: Eifern wir einem Klischee nach oder entwickeln wir das Eigene?

Das Ganze aber muss sich mosaikartig zusammensetzen aus Teilen, die alle durch eine vergleichbare Art der Echtheit zusammen passen. So ein Mythos der Authentizität wird heute modern und vielfältig entworfen. Vor allem aber: er muß im Land gelebt werden. Nur dann entwickelt er eine Ausstrahlung. Kulturräume, die das fertig bringen, werden immer attraktiver werden in einer Zeit, die den Augenblick immer schon wieder hinter sich hat und auf das nächste Event lauert. Vorarlberg hat dafür beste Voraussetzungen.

Dr. Georg Bayerle, Rundfunk- und Fernsehjournalist, Bayerischer Rundfunk, München
E-Mail: georg.bayerle@brnet.de

In Vorarlberg sehe ich die grünen Berge und einen großen See, Szenen die sich vielen anderen in Österreich ähneln, aber da gibt es kein symbolisches Objekt, das typisch für Vorarlberg ist. Ich muss sagen, es ist eine friedliche, ruhige, wunderbare Landschaft ohne spezielle Merkmale. Sie ist wie eine ganz normale Person in einer Menschenmenge, die niemandem auf den ersten Blick auffällt. Das ist mein Eindruck von Vorarlberg.

Hong Cai, Sales Managerin für eine Immobilienfirma, Suzhou/China

Einige Japaner lernen Vorarlberg durch Sport wie Schifahren oder Bergwandern kennen, doch die meisten von uns haben nur eine vage Vorstellung von der Region durch den alten Fernsehfilm „Heidi“. Genau genommen ist es nicht richtig, diese Geschichte mit Vorarlberg zu assoziieren, weil sie ihren Ursprung in der Schweiz hat. Aber wir Japaner haben zumeist keine detaillierte Kenntnis von der Geographie dieser Region, um es unterscheiden zu können. Eine der ersten Fragen, die mir japanische Freunde stellen, wenn sie erfahren woher meine Frau ist: „Ist das ein Ort wie in der Heidi-Story?“ Normalerweise antworte ich: „Ja, in gewisser Weise schon“, weil ich ihnen zumindest eine Idee vermitteln möchte, wie es in Vorarlberg aussieht.

Atushi Isoyama, Programme Management Officer, UNIDO in Wien, stammt aus Japan, nördlich von Tokio

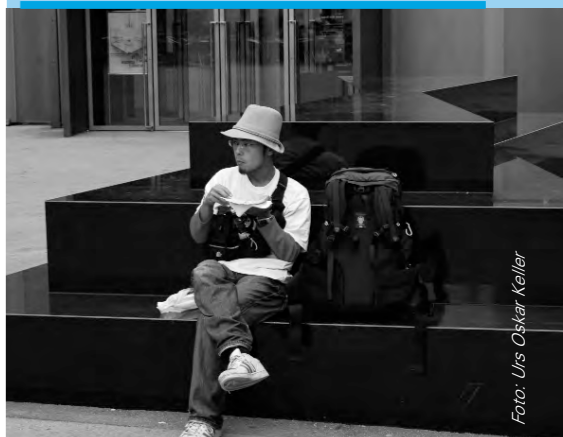


Foto: Uis Oskar Keller

Viele Chinesen denken automatisch an Australien, wenn sie Austria hören. Aber wenn die Kaiserin Sissy oder der Film „Sound of Music“ erwähnt werden, erkennen viele den Zusammenhang mit Österreich. Im Allgemeinen aber ist das chinesische Volk nicht vertraut mit dem „Musikland“.

Xiaoqing Hou, Sales Manager bei Suzhou Faigle Engineering Plastics Co., Ltd., China



Sebastiano Brandolini



Hauptschule Klaus der Architekten Dietrich/Untertrifaller, Weiler

Fotos: Sebastiano Brandolini

Regionalismus in der Globalisierung Konstante Qualität ohne architektonisches Feuerwerk

In den achtziger Jahren schlug der Architekturhistoriker Kenneth Frampton den kritischen Regionalismus als Interpretation der Vergangenheit und Zukunftsvision der Architektur vor. Er wurde in der damaligen Zeit stark kritisiert, weil er gegen alle wachsenden Symptome der Globalisierung ging, die dann zum Beispiel in Postmoderne, Hi-Tech und Dekonstruktivismus – nur um einige ihrer möglichen Ausdrucksformen zu zitieren – einfloßen. Damals waren Themen wie Regionalismus, Regionen und Schulen für viele eine Art Verrat gegenüber der internationalen Modernität, etwas Unnützes, denn die Hauptthemen waren anderer Art. Aber heute, 25 Jahre später, kann man vielleicht – auf Grund der vergangenen Erfahrung – wieder von Regionalismus sprechen, ohne neue Wege in die Zukunft bestreiten zu wollen.

Man will regionale Realitäten aus verschiedenen Dimensionen erforschen und will verstehen, welche Mechanismen die Beziehung zwischen Kultur, Technik und Geographie regeln. Die Rede ist hier von wichtigen Zentren für die Entwicklung einer architektonischen Weltanschauung, von Schauplätzen, die in Qualität investiert haben und somit einen Dialog mit der Quantität geschaffen haben: Graubünden, Spanien, Chile, Vorarlberg, aber auch Norwegen, British Columbia, Südastralien. Diese unterschiedlich großen Zonen führen eine Art Selbstanalyse: Sie versuchen ihre eigene zerris-

sene Vergangenheit wiederherzustellen, ihre Unternehmerperspektiven, ihre Wünsche und ethische Verantwortung in Übereinstimmung mit der empirischen Realität der Bauwelt zu bringen. Dafür identifizieren sie sich manchmal mehr mit einer schaffenden Haltung als mit einem bestimmten Baustil.

Spiegel des Denkens und Tuns

Vielleicht ersuchte Frampton die Architektengemeinschaft ganz einfach die Realität in ihrer regionalen Erscheinung zu erkennen. Die Architektur ist in der überwältigenden Mehrheit ein auf schattierte Verhältnisse beschränktes Faktum, auch wenn die Ideen auf Tatsachen beruhen, die von weit her kommen. Die Einzelnen, die den Beruf des Planers ausüben, gehören meistens zu einer kleinen Welt. In der tektonischbaulichen Form widerspiegelt sich laut Frampton sowohl das Denken als auch das Tun und findet ihre Wurzel in der Vernunft und in der Regionalität. Das spürt jeder italienische Architekt, der in Deutschland mit gelochten Ziegeln bauen will. Das spürt aber auch jeder finnische Architekt, der in Italien mit Holz arbeiten will. Der vergebliche Versuch einer Verbreitung von Know-how, sei es im technischen oder stilistischen Sinne, oder aber nur von Lebensstil, wirkt für die Architekten wie ein kleiner Schock (vor ca. 10 Jahren sagte

man in Finnland, dass Architektur mehr einem Elefanten als einem Schmetterling ähnelt...). Auch aus diesem Grund ist es wichtig, eine kollektive Identität zu schaffen. Aber wer kann einen roten Faden zeichnen, einen gemeinsamen Weg für ein allgemeines Nachempfinden und für eine offene Haltung gegenüber der eigenen Identität abstecken?

Vorarlberg – Raum mit mehreren Identitäten

Aus diesem und anderen Gründen ist Vorarlberg ein interessanter Raum, eine Fallstudie von Regionalismus in der Globalisierung: Diese Region liefert eine konstante Qualität und verzichtet gern auf ein architektonisches Feuerwerk.



Hafengebäude Rohner in Fußsach der Architekten Baumschlager & Eberle

Das Land ist in erster Linie sehr heterogen, denn es liegt zwar in Österreich, aber ist angrenzend zur Schweiz und Deutschland. Es besitzt verschiedene Naturlandschaften (See, Fluss, Ebene, Hügel, Berge), kleine Städte, Dörfer, Autobahnen und Landstraßen, Landwirtschaft und moderne Industrien. Es lebt vom Tourismus, aber auch von vielem anderen, es besitzt also mehrere Identitäten. Dieses Land ist grundsätzlich der Beweis, dass Identität und Region nicht unbedingt übereinstimmen müssen. Die vielseitigen Architekturen Vorarlbergs stellen ihre verschiedenen topografischen, unternehmerischen, materiellen Identitäten in Frage und finden dann selbst unterschiedliche Antworten.



Gemeindehaus Raggal des Architekten Johannes Kaufmann

Die Abwesenheit von einem erkennbaren „Vorarlberger Stil“ kann in der fließenden und unbestimmten Menge an Anhaltspunkten wie eine treibende Kraft wirken. Sie ist der Beweis einer gewissen Bewertungsautonomie und aufrichtigen Haltung gegenüber den architektonischen Gepflogenheiten.

Mehr als die Summe von privaten Interessen

Die Ergebnisse sind sichtbar, wenn man durch Vorarlberg auch ohne ein bestimmtes Ziel fährt. Persönlich habe ich es vor einigen Monaten ebenso gemacht. Es gab einige Gebäude, die ich gerne sehen wollte, aber einen Großteil der Eindrücke habe ich vom Vorbeifahren bekommen. Als Erstes fiel mir die geringe Menge an Bauten auf, die um jeden Preis auffallend sein wollen. In vielen anderen Regionen versucht man sich architektonisch ins Rampenlicht zu stellen, wie in einer Art Geltungssucht und Wetteifer mit den Großstädten. In Vorarlberg hat man das beruhigende Gefühl, dass die „res publica“ ein Gesicht hat und mehr als die Summe von vielen privaten Interessen ist. Zu dem kommt der allgemein hohe Lebensstandard, unter den man nicht kommen will.

Zweitens merkt man auch, dass es ein zunehmendes allgemeines Verständnis über die Typologie der verschiedenen Gebäude gibt. Man würde sagen, Büros, Brücken, Einfamilienhäuser, Rathäuser, öffentliche Gebäude hätten ihre eigene bestimmte und erkennbare Form, mit ein paar Grundregeln und keinerlei Beachtung der malerischen Prinzipien, die bis vor einigen Jahrzehnten en vogue waren und nach denen alles einfach alles sein hätte können. Ein dritter Punkt betrifft die architektonische und bauliche Qualität von einzelnen Gebäuden in ihrer Präzision und Sorgfalt, neben ihrem passenden Entwurf und dessen Ausführung.

Schlichtheit, Verständnis, Qualität

Wir wissen, es ist schwierig und sogar unmöglich Generalisierungen über Qualität zu machen, denn sie ist immer eine kleine Minderheit. Aber nur dann, wenn diese Minderheit vorhanden ist, bestehen die Voraussetzungen für einen erkennbaren Architektur-Stil. In Vorarlberg gibt es Architekturbüros, die auf der Suche nach einer formalen, energetischen und konzeptionellen Ausdrucksweise sind, welche einen kulturellen Wohlstand ermöglicht. Dabei fallen Namen wie Baumschlager & Eberle, Dietrich/Untertrifaller, Hermann Kaufmann, Philip Lutz, Marte.Marte... und sicher gibt es auch viele andere. Das Gefühl des Regionalismus und einer nichtstilistischen Identität kommt aus der Kombination der drei oben erwähnten Betrachtungen – Schlichtheit, allgemeines Verständnis, Qualität.

Verlangen nach Versöhnung mit der Umgebung

In einem kleinen Architekturführer, einer Publikation vom Vorarlberger Architektur Institut und dem Kunsthaus Bregenz, erwähnt Otto Kapfinger 260 innovative Gebäude, die in den Jahren 1980 bis 2003 errichtet wurden. Im Vorwort dieses Werks spricht man von Innovation als Wahlkriterium. Wir wissen alle, wie

schwer und nichtlinear es ist, Innovation in architektonische Qualität umzuwandeln. Trotzdem: Es gibt Gebäude, die aussehen, als ob sie aus der heroischen Periode des „international style“ entstanden wären: eine nüchterne und trockene modernistische Netzstruktur, mit viel Glas und über dem Boden schwebenden Körpern, durchsichtige Wände an dünnen Trägern verankert, Wasserspiegel und Rampen. Es gibt dann Architekturen, welche die Schwerkraft verstärken, weil sie einen starken Kontakt mit dem Boden suchen und lieber introvertiert sein wollen. Weiters gibt es Beispiele von einer gewissen Ausdruckskraft und Bodenständigkeit, ohne sich dabei von nostalgischen Gefühlen leiten zu lassen. Es sind außerdem viele Projekte, die mit viel Engagement das Energiesparen in eine formale Handschrift verwandeln wollen. Anstatt von einer stilistischen Einheit kann man von einer Einigkeit mit der Umwelt sprechen, einer liebevollen Spannung zwischen Natur und Topografie, den Farbtönen und der gesamten Wirkung gegenüber. Die außerordentliche Brücke im Schanerloch von Marte.Marte, der faszinierende Michelehof in Hard von Philip Lutz, die poetische Hauptschule in Klaus von Dietrich/Untertrifaller drücken meiner Meinung nach dieses Verlangen nach Versöhnung mit der Umgebung, jeder in der eigenen architektonischen Sprache, am besten aus.

Die Zukunft wird in einigen Jahrzehnten entscheiden, ob die mittelhohe Qualität der Architektur der letzten Jahre in Vorarlberg eine wirkliche Schule ist. Heutzutage ist das



Brücke im Schanerloch in Dornbrin der Architekten Marte.Marte

verbreitete Netz von aufrichtigen, aufmerksamen, zivilisierten, einfachen, verstreuten, leichten Objekten ein an und für sich sehr gutes Resultat. Das Auge des Mailänder Architekten und Kritikers auf Reise in die Nordseite der Alpen nimmt viele positive Signale wahr, und merkt, dass auch in der einfachen Gestaltung zusätzliche Qualität erzeugt werden kann. Das Interesse vieler Architekturwerke in Vorarlberg richtet sich an das Thema Geografie, als wunderbare Inspirations- und Vorstellungsquelle. Geografie – wohl gemerkt – nicht als Erinnerung an die Vergangenheit sondern als Zukunftsperspektive.

Sebastiano Brandolini, Architekt, Mailand
E-Mail: brandarch@tiscali.it

Aufgewachsen am Schweizer Walensee habe ich Erinnerungen an Vorarlberg. Bei einer Wanderung in den Bregenzerwald in den 60er Jahren konnte man auf Bauernhöfen übernachten, bekam gar eine Gratissuppe und wir bewunderten am Abend die Chöre und Trachten. Später wurde bei mir Vorarlberg auf Reisen nach Wien zu dem, was der Name ausdrückt – zu einem Gebiet, das vor einem Berg liegt, der mit „Arl“ zugleich eine Grenze markiert. Von da an redete man Hochdeutsch oder wechselte auf der Rückkehr von Wien wieder ins Alemannisch, wenn man im Speisewagen Vorarlberger traf. Diese Reisen prägten in mir ein Bild, das nicht mehr zu meinen früheren Eindrücken von intakten Dörfern passte: Vorarlberg ist Korridor- und Durchgangsbereich. Mit seinen Hügeln, die sich zu Bergen aufwerfen, erinnert es an einen riesigen Zugvogel, der Transalpin heißt.



Dr. Hans-Peter Meier-Dallach

In einer Jugendbefragung (begleitend zur Ausstellung „900 Jahre Zukunft“ im Kloster Mehrerau) äußerten 13- bis 17-jährige Schüler aus dem ganzen Lande ihre Wahrnehmungen, Erwartungen und Wünsche zur Zukunft von Vorarlberg. Das Ergebnis beschäftigt mich bis heute: Die Jugendlichen Vorarlbergs sind „Überflieger“. Ab 15 Jahren nahm das Gefühl Bürger der Welt zu sein, markant zu; mehr als



Foto: Max Grajzra und Landespressstelle

Zugvogel Vorarlberg

ein Fünftel fühlte sich als Weltbürger. Die lokale Bindung blieb aber stark, fast die Hälfte fühlte sich als Vorarlberger oder als jemand vom Wohnort. Wenige empfanden sich als Österreicher oder Europäer. Vorarlberg scheint zwei Seelen in der Brust zu haben: Liebe zum

Eigenen, Lokalen und Lust hinaus in die Welt. Über ein Drittel der Jugendlichen gab an, mit 40 Jahren draußen in der Welt zu wohnen. Die eigene Nation und Europa zählten weniger.

Reizvoll wäre zu wissen, wo all die Zugvögel heute gelandet sind? Warum nicht mit zurück

gekehrten Vorarlbergern durch die Rheintalstadt fahren, im Augenschein die Ergebnisse vor zehn Jahren hervor nehmen? Von Feldkirch hinunter zum Bodensee würden die Bilder der damaligen Jugendbefragung antworten: Dörfer sind weiter in unzählige Aggregate ausgefranst. Lagerhallen, Industriebauten, Einkaufszentren, Straßen; manches wächst aufeinander zu, was niemals zusammengehören wird. Der moderne Mainstream, Erschließung, Standortspiel der rentabelsten Faktoren, Breitenstreuung, Zerschneidung von Land und Diktatur der Verkehrsinfrastrukturen über Natur- und Siedlungslandschaft hat große Erfolge verbuchen können. Die Inseln, Dorfkerne und Kontraste sind klein geworden. Gesichtslosigkeit grüßt auf der Strecke von Feldkirch bis Bregenz. Wenn da die Hügel, Berge und der Rhein nicht wären!

Der Zugvogel „Vorarlberg“ scheint im Rheintal flatterig, flüchtig und nervös. Kann man ihm ein Nest bauen und ihn beruhigen? Ich greife zu den „Leitlinien der Gemeindeentwicklung in Vorarlberg“. „Leitbild“, „Identität“, „aktive Beteiligung“ sind die Schlüsselworte.

Meine Eindrücke zum Siedlungsbrei Rheintal rufen Erfahrungen aus Agglomerationen im Alpenland Schweiz hervor. Auch hier laufen in Wachstumsgebieten und standortgünstigen Gemeinden die Masterpläne der Erschließung, Investitionen und Verbauungen dem Leitbild stets voraus. Leitbilder liefern im Nachhinein die Begleitmusik für die Öffentlichkeit, für Bürger und Bürgerinnen. Die Zukunft wird aufgeteilt: die Spieler der Masterpläne setzen die harten Größen, dasjenige, was sich in Nutzungsflächen, finanziell, ökonomisch und technisch festlegen und verwalten lässt. Leitbilder sind noch dazu da, die Masterpläne mit den weichen Faktoren nachzurüsten: Identität, Kultur, Umwelt-, Lebensqualität und Partizipation der Bevölkerung. Sie lassen sich beliebig zerreden, anpassen oder lautlos übergehen; meistens dienen sie als Politur für das Image der Kommunen.

Masterpläne können nicht verhindern, dass sich die Bewohner wie menschlich-gemeinschaftliche Wesen verhalten und zwar auch in Neusiedlungen. Spiegelungen der Befindlichkeit und Wünsche von Einwohnern in Agglomerationen und Stadtquartieren zeigen es: die große Mehrheit will am Ort „jemand sein“, ein Stück „Heimat“ haben. Der lokale Lebensraum von der Wohnung zur Nachbarschaft, ins Quartier und in die Gemeinde ist in der Bevölkerung wichtiger als vermutet. Seine Bedeutung nimmt an unerwarteten Orten zu. Sogar

in der neuen Flughafenstadt Glattpark bei Zürich gibt es wenige Monate nach dem Einzug der ersten tausend Bewohner einen aktiven Quartierverein.

Zuerst die Gesellschaft und dann das Hochhaus!

Nach der Bauzeit atmen die Masterplaner – je nach Bauabrechnung – gerne auf. Doch erst jetzt beginnt die Lebenszeit: die Einwohner prägen die Siedlung, verweben Häuser, Plätze, Wege und Straßen nach einem Gesellschafts- und Gemeinschaftsplan. Sie verleihen der Siedlung allmählich das Gesicht und ihre Vitalität. Leitbilder müssten diesen Gesellschaftsplan vor den Masterplan des Bauens setzen. Zuerst die Gesellschaft und dann das Hochhaus! Im Mainstream handelt man bis heute anders. Man beginnt mit der technischen Masterplanung Infrastruktur und Architektur und endet genau dann, wenn die Lebenszeit der Siedlungen als Gemeinschaft beginnt. Diese ist zu wertvoll, um sie sich selbst zu überlassen. Sie entscheidet über die nachhaltige Entwicklung.

Aktuelle Untersuchungen schnell wachsender Gemeinden in der Großregion Zürich/Zug zeigen, welchen Gesellschaftsplan sich die Bevölkerung wünscht. Sie pendelt zwischen zwei Polen. Zum einen schätzt man den modernen Mainstream, hohe Standortattraktivität und städtische Qualität. Das ist die gute Musik für Masterplaner. Sie ist aber heute bei Mehrheiten der Bevölkerung – auch bei Jugendlichen – ausgereizt. Das Pendel schlägt in die andere Richtung. Der nahe Lebensraum soll Qualitäten bieten: Natur- und Freiräume, Besonderheit und Identität, Intimität und soziale Beziehungen. Diese Eigenschaften wirken als Anker für das Bleiben, Wohlsein und bürgerschaftliche Engagement. In globalisierten Regionen sind diese „Heimatanker“ in neuen Gebieten das soziale Kapital für die Zukunft der Kommunen.

Verbinden statt koordinieren und fusionieren!

Die Agglomeration Rheintal ist gebaut. Noch großen Dörfer und Kerne wie Inseln, aber noch ist sie keine Stadt. Was heißt in dieser

Situation Gesellschaftsplan? Aus Erfahrungen der Netzstadt glow im Zürcher Glattal gibt es Schlüsse. Die Dörfer, ihre Kerne und einzelne Gemeinden muss man als Gemeinschaft stärken; sie sind die Organe einer Stadt. Und man muss sie verbinden. Bewusst meide ich die zwei Masterworte, die man dabei sofort hört – koordinieren und fusionieren. Diese meinen nicht das Gleiche wie verbinden. Die Pläne einer Ringbahn für die Rheintalstadt erinnern mich an die Erfolgsgeschichte Glattalbahn bei Zürich. Diese Art Verbindung empfiehlt sich. Infrastruktur wird zu einem Kernstück im Gesellschaftsplan. Es muss eine Bahn und darf kein Bus sein, der sich irgendwo im Stau oder immer wieder anders seinen Weg sucht. Schienenstränge und attraktive Haltestellen sind Infrastruktur, die lebt, ein Zirkulationskreislauf, der die Kommunen, Organismen, miteinander pulsieren lässt. Wenn man in Dornbirn steht, muss man spüren, mit dem anderen Bein bereits an anderen Orten der Rheintalstadt zu sein, auszusteigen, die Lust dort Leute zu treffen, am lokalen Geschehen oder an zentralen Angeboten und Anlässen teilnehmen zu können. Das Rheintal wird zum Gesamtkunstwerk, in dem zusammenspielt, was heute noch nebeneinander existiert.

Zurück zum Zugvogel Vorarlberg. Damals im Jahr 1999 haben die im mittelalterlichen Verzeichnis des Klosters eingetragenen Mehrerauer Gemeinden der Ausstellung Besuche abgestattet. Ich habe noch in bester Erinnerung, wie die Gemeindevertreter durch die vergangenen Zeiträume, 900 Jahre Zukunft, geschritten sind. Einige kamen in Trachten, andere brachten ihre gemeindeeigenen Produkte wie Käse mit oder erzählten erheiternde Episoden aus ihrer Geschichte. Unter den heftigen Flügelschlägen, die man im Rheintal oder im Transalpin zum Arlberg besonders spüren kann, lebt ein bunt gefiederter Leib. Die Rheintalstadt kann von ihrem Hinterland lernen, Kontraste und Vielfalt aufzunehmen und in den Gesellschaftsplan einzubringen.

Dr. Hans-Peter Meier-Dallach, Institut für sozialwissenschaftliche Forschungen, Zürich
www.culturprospectiv.ch



Foto: Urs Oskar Keller



Foto: Landespressstelle

Seit knapp 30 Jahren halte ich Seminare im Bereich ganzheitlicher Medizin, zu denen Vorarlberger offenbar große Resonanz haben. Das zeigen meine Erfahrungen aus meinen Vorträgen und Tagesseminaren im Ländle. Die Medizin und insbesondere die Psychosomatik, die ich verrete, zielt sehr auf Eigenverantwortung, was in der Regel erhebliche Widerstände hervorruft; allerdings am wenigsten bei alemannischstämmiger Bevölkerung, wozu ja auch die Vorarlberger gehören.

Während von Berlin bis Wien an Ansätzen wie „Krankheit als Symbol“ beklagt wird, dass man nicht auch noch „Schuld“ an seinen Symptomen sein wolle, wird dieser Einwand von Schwaben, Württembergern, Deutsch-Schweizern und eben Vorarlbergern ungleich weniger ins Feld geführt. Hier kann man noch zwischen Schuld und Verantwortung unterscheiden und ist bereit, letztere zu übernehmen, für die eigene Gesundheit, aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Der typische Österreicher fragt, wenn er Hilfe braucht, nach einem Formular. Alemannischstämmige Menschen schauen oft

Im Gesundheitsverhalten macht sich Ähnliches bemerkbar. Vorarlberger neigen vermehrt zu Selbsthilfe-Methoden und haben vergleichsweise wenig Berührungsängste mit Alternativen wie Fasten und einer bis ins Spirituelle hineinreichende Psychosomatik. Aber sie übernehmen auch bereitwilliger die von der Schweizer Zahnmedizin propagierte Vorsorge. Kritik gegenüber dem Medizineestablishment ist im Ländle offensichtlich leicht verdaulich und regt eher noch zu eigener Kritik an. Ein Beispiel mag das erhellen: Als die Vogelgrippe begann, versuchte ich dagegen zu halten mit so frechen Kommentaren wie „um Vogelgrippe zu bekommen muss man schon mit Vögeln vögeln“. Wo immer aber ich gegen den der Panik verfallenen Mainstream anschreiben und -reden wollte, wurde das abgeblockt. Artikel wurden nicht gedruckt und bei Talkshows wurde ich wieder ausgelassen, wenn meine Position in Vorgesprächen deutlich wurde.

Offen für kritische Positionen

Fast die gesamte Journalisten-Riege war auf diesen Feldzug, der letztlich auf eine versteckte Impfkampagne hinauslief, festgelegt. Die Vorarlberger *Week* war damals die einzige österreichische Zeitung die meine Artikel brachte. Und auch die Mehrheit der Leserschriften stimmte mir zu. Aus diesen Zeiten, in denen ich eine regelmäßige Kolumne in diesem 14-Tage-Medium schrieb, bekam ich ein Gefühl, dass viele Vorarlberger sehr offen für kritische Positionen sind. In vielen Fasten- und Medita-

tions-Seminaren erlebte ich, dass sie auch mit sich (selbst-)kritisch und eher mutig umgehen.

Die Tendenz zur Selbsthilfe mag daher rühren, dass sie sich vom (österreichischen) System vergleichsweise wenig erwarten, zum Beispiel viel weniger als die von der medizinischen

GrundEinstellung relativ ähnlichen Schweizer vom ihrigen. Der typische Deutsch-Schweizer hält viel von der ganzen Schweiz und verteidigt zur Not noch die Welsche mit. Die Vorarlberger, die ich erlebe, halten zwar meist viel vom Ländle, aber wenig von Österreich insgesamt, was natürlich mit der wirtschaftlichen Situation zusammenhängen mag und damit, dass das kleine Vorarlberg wenig Chancen hat, seine Grundstimmung zur allgemeinen zu machen.

Ein für mich typisches Erlebnis verbindet sich mit Vorarlberger Sendungen wie *Aktuelles Thema* und *Focus*, in denen ich seit wohl 20 Jahren zu Gast sein durfte. Als im ORF die aus Wien angelieferte Musikfläche zum bestimmenden Element wurde, und die Wortanteile unter drei Minuten getrimmt werden mussten, blieb in Vorarlberg alles beim Bewährten. Mit der Fläche wurden die meisten Sendungen – nomen est omen – flach und damit belanglos. Die ORF-Strategen führten eine Untersuchung an, die angeblich zeigte, dass die Konzentration des durchschnittlichen Österreichers nicht länger als für diese drei Minuten reiche. Das aber focht Dr. Franz Köb wenig an, und er machte weiterhin über Jahre als einziger in Österreich Regional Wortsendungen und ging davon aus, dass seine Vorarlberger Hörer sich

länger konzentrieren können. Die Zeit gab ihm recht. Landesweit jammerten genervte Redakteure viele Jahre über das schwachsinnige System, das nur noch schwachen Sinn verbreiten durfte, und kastrierten ihre Sendungen, für die interessante Leute – wegen der minimalen Redezeit – kaum noch zu gewinnen waren. Sie sahen neidvoll über den Arlberg und viele Male war zu hören: „Ja der Köb im Ländle, der traut sich was, da geht das noch“. Heute wird auch in anderen Bundesländern die Intelligenz des Durchschnittsösterreichers wieder fast wie in Vorarlberg eingeschätzt und man darf wieder zusammenhängende Gedanken über längere Zeit formulieren.

All diese auf mich positiv wirkenden Erfahrungen haben natürlich auch einen Gegenpol, der mit einem Erlebnis untermauert werden soll: Nachdem ich 10 Jahre in der Nähe von Wien Seminare über Sylvester gehalten und Erfahrungen bezüglich Sektverbrauch und Spieldauer der Musikband hatte, wechselte ich in ein Hotel im Allgäu. Auf Grund der geografischen Nähe war es schließlich voller Vorarlberger, Schweizer und Schwaben. Zu unserer Verwunderung war an Sylvester um zwei Uhr schon die Hälfte im Bett und um drei war praktisch Schluss. Die über Jahre bewährte

Band reagierte schuld bewusst und wir bestaunten viele halb geleerte Sektklaser. Dafür wurde ich am nächsten Morgen um 9 Uhr von einem schlaftrunkenen Mitarbeiter mit dem unglaublichen Hinweis geweckt, jede Menge Teilnehmer erwarteten mich und mein Programm. Wir hatten – eher als Gag – um 9 Uhr Mandala-Malen angesetzt, was aber sonst wegen der langen Sylvester-Nacht immer ausgefallen war.

Ganz wichtig im Ländle: Geld und Leistung

Als ich das ansprach, kam heraus, dass man nicht gern soviel Alkohol trank, weil der ungesund sei und auch nicht so lange aufbleiben wollte, damit man eben wieder fit für den nächsten Tag und das Programm sei. Außerdem wurde bemängelt, dass das Feuerwerk zu aufwendig gewesen sei und sich solche Dinge

unter bewussten Menschen doch eher verböten, man hätte das Geld auch spenden können.

Dieser Tenor bestätigte sich in den Folgejahren: Das Erreichte zu genießen, fällt vergleichsweise schwer, es ist eher selbstverständlich wie die unglaublich schöne Natur, in der man leben darf, ohne sie noch so recht zur Kenntnis zu nehmen. Leistung zählt an erster Stelle, Geld ist ganz wichtig, und man schenkt sich selbst nichts oder jedenfalls nicht viel und ist vor lauter Verbesserungswillen eher blind gegenüber schon Geleistetem. Es geht natürlich immer noch besser, und dadurch wird auch alles ständig verbessert. Aber was dabei zu kurz kommen oder auf der Strecke bleiben kann, ist die Feier des Augenblicks.

Dr. Rüdiger Dahlke, Arzt, Psychotherapeut und Autor, www.dahlke.at



Foto: Christine Kees

Wenig Sinn für die Feier des Augenblicks

immer noch am Ende ihrer Unterarme nach, finden dort Hände und nehmen ihr Anliegen und Leben in dieselben. Diese mir persönlich angenehme Haltung erlebe ich inzwischen als typisch für Vorarlberger. Sie dürfte es auch sein, die sich in vergleichsweise günstigen Wirtschaftsdaten niederschlägt.



Foto: Huber

IMPRESSUM: Herausgeber und Medieninhaber: Amt der Vorarlberger Landesregierung, 6900 Bregenz, www.vorarlberg.at/ gemeindeentwicklung **Auflage:** 7000 **Für den Inhalt verantwortlich:** Dr. Wilfried Bertsch, Abteilung Raumplanung und Baurecht, 6900 Bregenz, vorum informiert über Angelegenheiten der Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. **Projektleitung:** Heiko Moosbrugger, E-Mail: heiko.moosbrugger@vorarlberg.at **Redaktionsleitung:** textart Andrea Felder, 6900 Bregenz, www.textart.at, E-Mail: andrea.felder@aac.at **Redaktionsteam:** Dr. Wilfried Bertsch, Andrea Felder, Heiko Moosbrugger, Christoph Tirscher **Cover:** Heiko Moosbrugger **Gestaltung:** Bertolini LTD, Bregenz **Druck:** Thurnher, Rankweil **vorum ist auf chlorfrei gebleichtem Recycling-Papier gedruckt.** DVR-Nr. 0056751 Der Herausgeber konnta trotz intensiver Recherchen nicht alle InhaberInnen von Urheberrechten ausfindig machen, ist aber bei entsprechender Benachrichtigung gerne bereit, Rechtsansprüche im üblichen Rahmen abzugelten. **vorum erscheint 5 x jährlich und kann gratis angefordert werden bei:** eMail: raumplanung@vorarlberg.at, T 05574/511-27105



Foto: Landessprezstelle

häufig transportierte Bilder, die auch in Vorarlberg selbst Land und Bevölkerung zugeschrieben werden. Und tatsächlich hat das Entstehen von Fremdbildern immer auch mit den eigenen Vorstellungen von sich selbst oder dem Eigenen zu tun – sie bedingen einander geradezu. Selbstbilder werden maßgeblich durch Geschichte und Politik geprägt, wie der Politologe Markus Barnay am Beispiel der im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte aktiv betriebenen Erfindung des Vorarlbergers aufgezeigt hat. So werden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beispielsweise Fleiß, Wanderlust, Reinlichkeit oder auch ein Geist der Arbeit als spezifische Merkmale des Vorarlberger Volkscharakters kolportiert. Der damalige wirtschaftliche Zwang wurde von den zeitgenössischen Autoren kurzerhand – deren liberal-fortschrittlichen Ethos entsprechend – zu einer Tugend uminterpretiert. Als typisch vorarlbergische Tugenden bestehen diese Bilder bis heute fort.

Ähnlich motiviert entstand das Postulat, der Arlberg als natürliche Grenze trenne das Land ab, sei es, je nachdem, vom Habsburger Reich, von Tirol oder schließlich von Österreich. Hierbei



Eine Fahrt ins Grüne



MMag. Edith Hessenberger

für-wahr-genommen

Vorstellungen von Vorarlberg

Alle Menschen verfügen über **Gewohnheitswissen** oder **Stereotypen** der einen oder anderen Art. Und die **Zuschreibungen** in unseren Köpfen machen auch vor **Regionen** nicht halt. Sie ermöglichen die **Bildung** von Identität.

Bei einer blitzlichtartigen Umfrage unter zehn Personen – ganz unterschiedlichen Alters, beruflicher Tätigkeit und Herkunft – entsteht in etwa folgendes Bild über Vorarlberg (in Klammer gesetzt die Anzahl der Nennungen):

Assoziationen zum Land Vorarlberg

- abgeschlossen, abgetrennt durch den Arlberg, am Rande von Österreich (6)
- schöne Landschaft durch Kontrast Berge-Bodensee (2)
- fortschrittliche Architektur (4)
- gepflegte Gärten (2)
- fortschrittlich im Sozial- und Gesundheitswesen sowie in der Wirtschaft (2)
- große Rolle der Tradition (Singen, Trachten, Kulturlandschaft) (2)
- vorbildliche Regionalentwicklung, zum Beispiel regionale Produkte, sanfter Tourismus (2)
- Tourismus und Schifahren (2)
- türkische Sprache und Einflüsse, hoher Migrantenanteil (2)
- Kontraste: fortschrittliche Stadt – bäuerliches Land (1)
- Textilindustrie (1)
- höherer Lebensstandard (1)

Viele dieser Bilder entstehen, ohne dass sie je direkt wahrgenommen wurden – denn nicht alle Befragten waren länger als einen Tag in

Vorarlberg. Vorstellungen über Dinge, Orte, Menschen gelangen in unsere Köpfe, lange bevor wir uns dessen bewusst sind. Einzelne Eindrücke prägen unsere Wahrnehmung von einem kleinen Ausschnitt eines Landes, und wie von selbst beziehen wir diese auf weitere Teile. Nach demselben Muster entstehen Bilder über Menschen einer Region:

Assoziationen zur Vorarlberger Bevölkerung

- Arbeitsmentalität: „Schaffa, schaffa, Hüslle baua“, tüchtig, zielstrebig, genau, emsig (5)
- Sprache (4)
- fortschrittlich, offen für Neues, dynamisch, innovativ (4)
- Nahbezug zur Schweiz (3)
- selbstbewusst, patriotisch, Ablehnung Ostösterreichischem, traditionsbewusst (3)
- freundliche, nette, interessierte, warmherzige Leute (2)
- starker Heimatbezug der Auslands-Vorarlberger, Bilden von Gsiberger-Gruppen (2)
- ingeschweißt, gerne unter sich, zurückhaltend, vorsichtig (2)
- südländisch, leichtlebig (2)
- bigott, konservativ, zwanghaft (1)
- Vorliebe für Vereinsmitgliedschaften (1)
- große Rolle von Religion und Kirche (1)
- kulturinteressiert (1)
- beliebt: Jassen (1)
- Nahbezug zu Deutschland (1)

Viele Lesende mag diese Auflistung von Stereotypen nicht überraschen. Es handelt sich um

handelt es sich um eine Interpretation, die je nach politischer Zweckmäßigkeit wieder aufgewärmt wurde. Und die auch heute noch, scheinbar logisch, mit Bedeutung aufgeladen wird.

In einer kapitalorientierten Zeit in einem von Gastronomie geprägten Land trägt nicht zuletzt der Tourismus wesentlich zu den Selbst- und Fremdbildern in unseren Köpfen bei. Ein kurzer Blick auf die Web-Site des Vorarlberg-Tourismus bestätigt viele der oben erwähnten Assoziationen. Kein Wunder, wird doch viel Geld und Energie darin investiert, Alleinstellungsmerkmale zu prägen und ein klares Profil vom Land zu zeichnen. Und schließlich leben viele Menschen davon, diese geschärften Bilder zu bestätigen und ihnen zu entsprechen.

Und dennoch, um schließlich zur ursprünglichen Frage zurück zu kommen: Vorarlberg in der Außenwahrnehmung? – Ein Land der Kontraste, sowohl physisch und landschaftlich, als auch in gesellschaftspolitischer, sozialer, kultureller Hinsicht. Kontraste sind es nämlich, die uns Menschen charakterisieren. Alle Menschen. Und deshalb muss ein Teil der Antwort nach den Worten des amerikanischen Philosophen und Schriftstellers Emerson lauten: „Der Unterschied zwischen Landschaft und Landschaft ist klein; doch groß ist der Unterschied zwischen den Betrachtern.“

MMag. Edith Hessenberger,
Ethnologin, Innsbruck
E-Mail: edith.hessenberger@kurage.at

Fährt man von der Schweiz nach Vorarlberg, etwa von St. Margrethen nach Höchst, so bemerkt man die **augenfälligen Unterschiede**: Auf der einen Seite des Rheins **kompakte, fast schon städtische Strukturen**; auf Vorarlbergs Seite **weiläufige, durchwegs gewachsene Strukturen, welche nach wie vor dörflich geprägt sind**. Dies, obwohl noch vor **wenigen Jahrhunderten St. Margrethen und Höchst eine Gemeinde waren und bevölkerungsmäßig ähnlich groß sind**.

Ein besonderes Kennzeichen der Siedlungsbilder, insbesondere im Rheintal, ist die starke Durchgrünung der Gemeinden. Dies ist auf die zahlreichen kleineren und größeren Freiflächen innerhalb der Siedlungsgebiete zurückzuführen. Von einzelnen Baulücken zu sprechen wäre verschleiend. Dies unterscheidet den Siedlungssteppich Vorarlberger Prägung zum Beispiel von jenem in den USA. Trotz dieser Tatsache dehnen sich die Siedlungsgebiete weiter aus. Die innere Verdichtung bleibt als Zielsetzung bestehen, wobei auf eine entsprechende Siedlungs- und Freiraumqualität zu achten ist.

In den Gemeinden des Rheintals fällt die Orientierung schwer. Die gewachsenen Strukturen, die weiläufigen Siedlungsflächen, die undifferenzierte Straßenraumgestaltung, die gleichförmige Einfamilienhausbebauung erschweren den Weg zurück zu den Hauptachsen oder ins Zentrum. Zu meinen Studienzeiten galt Vorarlberg als Musterland des Öffentlichen Verkehrs sowie des Radverkehrs. Auch heute noch ist der Anteil des Radverkehrs im Vergleich zu anderen Bundesländern, aber auch zur angrenzenden Schweiz, überdurchschnittlich. Dies ist nicht zuletzt auf eine vorbildliche Radver-

kehrsinfrastruktur entlang der meisten Hauptachsen zurückzuführen. Vielfach geschieht dies jedoch zu Lasten der Fußgänger. Die Gehsteige sind oft schmale, kaum nutzbare Schatten am Rande des Straßenraumes. Der straßengebundene Öffentliche Verkehr mit Stadt- und Landbus stößt mittlerweile an seine Systemgrenzen und ist auf größere Distanzen eine Tortur. Wer schon einmal von Dornbirn via Lustenau nach Höchst mit dem Landbus gefahren ist, weiß wovon ich spreche. In den letzten Jahren wurde die Idee einer Straßenbahn geboren, in welche viel Hoffnung gesteckt wird. Die geringe Siedlungsdichte steht meiner Meinung nach im Widerspruch zum System Straßenbahn. Demgegenüber erscheint es mir jedoch zweckmäßiger, auf bestehende Infrastrukturen zu bauen, wie dies in der Vision Rheintal mit der Stadtbahn thematisiert wurde. Auffallend bei einem Besuch in Vorarlberg sind die zahlreichen Neubauten von hoher architektonischer Qualität. Es verwundert jedoch, dass man bei dem vorhandenen Wissen nicht mehr Plätze und Straßenräume von ähnlich hoher Gestaltqualität wie jenen beim Schössle in Götzis oder jenen beim Gemeindeamt in Andelsbuch antrifft. Auch in Vorarlberg endet anscheinend bei vielen Architekten der Raum beim Gartenzaun. Oder ist es der im Wirtschaftsland Vorarlberg schwindende Sinn für die Gemeinschaft und die gemeinsamen Werte?

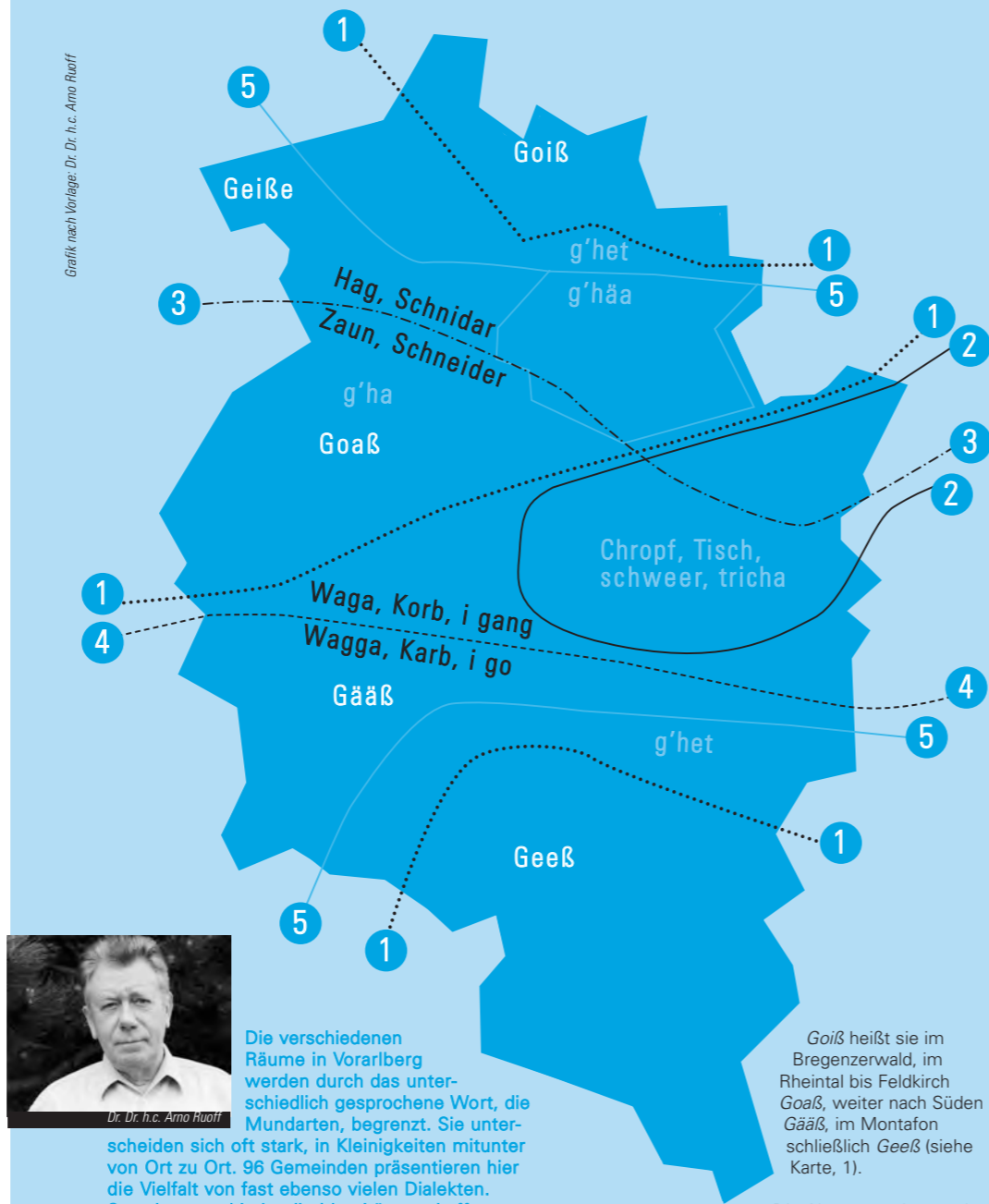
Ich durfte in den letzten Jahren an mehreren partizipativen Planungsprozessen in Vorarlberg teilnehmen. Das Engagement und die Ernsthaftigkeit der Teilnehmenden zeigen, dass es eine große Bereitschaft gibt, sich für die Gemeindeentwicklung und die Gestaltung des öffentlichen Raumes einzusetzen. Man muss jedoch den Bürgern und Bürgerinnen weiterhin die Möglichkeit geben, sich einzubringen und ihre Zukunft zu gestalten.

DI Rupert Wimmer, Metron Verkehrsplanung AG, 5201 Brugg (CH), www.metron.ch



Rupert Wimmer





Die verschiedenen Räume in Vorarlberg werden durch das unterschiedlich gesprochene Wort, die Mundarten, begrenzt. Sie unterscheiden sich oft stark, in Kleinigkeiten mitunter von Ort zu Ort. 96 Gemeinden präsentieren hier die Vielfalt von fast ebenso vielen Dialekten. Sprachunterschiede, die Identitäten schaffen.

Der Raum prägt die Sprache: der Naturraum ebenso wie der Kulturraum, Siedlungs-, Herrschafts- oder Verkehrsraum. In ganz Vorarlberg wird alemannisch gesprochen, ähnlich wie in der Ostschweiz, anders als in Deutschland, wo das Bodensee-Alemannisch

Die Alemannen hatten das Unterland bis zum Kummenberg schon bei der Völkerwanderung eingenommen, nur allmählich drangen sie weiter nach Süden. Das Montafon wurde erst im Hochmittelalter besiedelt, zuerst durch romanisch sprechende Bauern aus dem Walgau, die ihre Sprache bis ins 16. Jahrhundert beibehielten. Der

Goiß heißt sie im Bregenzerwald, im Rheintal bis Feldkirch Goaß, weiter nach Süden Gääß, im Montafon schließlich Geeß (siehe Karte, 1).

Das schwäbische *schieben* ist an der Nordgrenze schon eingebürgert, sonst heißt es im Norden *schalten*, im Süden *stoßen*: der Lustenauer *Schaltbära* entspricht der Tschaggunser *Schtoßbenna*. Für gehabt gilt *g'ha*, im Innerwald *g'häa*, im Vorderwald wie „draußen“ *g'het*, was eigenartigerweise auch die Form des Montafons ist. (siehe Karte, L.5).

In den tausend Jahren seit der Besiedelung haben sich die Lebens- und Sprachräume verfestigt. Aber überall stößt man noch auf vordeutsche Sprachrelikte, so besonders in der Milchwirtschaft, woran man sieht, dass sie seit Urzeiten Haupterwerbsquelle im Land war. *Der Schotten* (im Süden und bei den Walsern die „Schott“), das Käsewasser nach der ersten Scheidung, ist romanisch; die *Ziegere* (im Süden der *Zieger*), der Topfen oder Quark, stammt – wie der Senn – aus der vorrömischen Alpwirtschaft.

Sprache stiftet Zugehörigkeit

Trotz der bunten Formenvielfalt erkennt ein Vorarlberger die Herkunft des anderen an der Sprache: Nur im Vorderwald sagt man *Waud* für Wald und *Houz* für Holz; bloß im Innerwald heißt es *Gaa'ta* für Garten und *Baa't* für Bart; nur die Walsen sagen *ünscher Chatza*, nur in Lustenau kann man *Nundla schninda*, und wenn einer sagt *i hia g'hia*, kann es nur ein Dornbirner sein.

Nun kommen aber moderne Einflüsse von außen: am Nordrand immer mehr Schwäbisches: *nicks kriegt* sagt man in Hörbranz statt *nint über'ko*. Aus dem Allgäu dringt das *ü* für *u* herüber: *süfer* (sauber), *Schrüfa* (Schraube); aus der Schweiz kommen leckere Sachen wie die *Käsdünnele* und bringen ihre Namen mit; Tiroler Waldarbeiter (aus Schwaz) brachten das *Schwazermus* in den Innerwald; und übers Zeinisjoch wurde das Gerät zum Käseformen, das sonst Reif oder Napf heißt, der *Käsgar* (aus Käsekar) importiert, den es bloß im oberen Montafon gibt und der seine Fremdheit in der Aussprache mit *ä* zeigt, da der Käse im Tal *Kees* heißt.

Tirol wirkt aber allenthalben noch mächtiger: Die Tourismusfolklore ist streng bayerisch-tirolisch: An Heimatabenden plattelt man Schuh und hüpfelt man Schnader, man singt und jodelt nachbarländisch, und die Jausenstationen am Weg bewirkten schon in den Mundarten, dass *Brend* und *Marend* durch die Jause ersetzt wird.

Mit der Sprache korrespondierten andere kulturelle Elemente wie Siedlungsform, Hausbau, Tracht, Lebensweise. An allem zusammen erkannte man das Unterland, den Bregenzerwald, die Walsertäler, das Montafon... Aber heute ähneln sich die Gegenden im ganzen Land immer mehr, die Dörfer und die neuen Häuser ebenso wie die Bräuche und die Mahlzeiten. Die Tracht wird kaum mehr getragen,

96 Gemeinden – 96 Dialekte

Mundarten prägen den Raum des WIR

vom Schwäbischen durchlöchert ist. Aber überall im Land hat dieses Alemannisch seine eigene Ausprägung.

Die Hauptmerkmale sind die erhaltenen alten Langvokale *i* und *u*, welche in der Standardsprache zu *ei* und *au* geworden sind: *Min* zu *mein*, *Hus* zu *Haus*.

In den offenen Raum des Rheintals dringen schwäbische Zwielaute ein: das alte *ä* erscheint hier als *äa*: *Wäag* und *Schtääg*; das alte *ei* als *oa*: *Soal*, *Goaß*. „*Wäär säal zum Schtäahla z'fuul ischt, schtellt a Goaß a*.“ Im Reichtum an Diphthongen (Zwielaute) unterscheidet sich Nord-Vorarlberg gründlich vom Süden.

Lustenau schließlich bringt es auf Triphthonge (Dreilaute): *Wäiag*, *schöüa*, *Weiantar*, und die Geiße heißt hier *Gauoß*. Die auch sprachliche Eigenart der Lustenauer verdankt sich der herrschaftlichen Sonderstellung als „Reichshof Lustenau“, die auch nach über 1000 Jahren noch wirksam ist. Die Aussprache der Geiße übergibt die Sprache im Land:

Bregenzerwald wurde im 11. Jahrhundert urbar gemacht. Die Walsen, die um 1300 ins Land kamen, brachten ihr eigenes Alemannisch mit, das seinen Charakter bis heute erhalten hat: *s* wird zu *sch*: *lisch*, *önsch*; das alte *ae* wird ein langes geschlossenes *ee*: *leer*, *schweer*; am auffälligsten das *K*- zu *Ch*:- *Chind*, *Chua* und das *-nk-* zu *-ch-*: *tricha* (trinken). (Siehe Karte, 2)

Wie die Siedlungswellen bewegen sich auch die Sprachwellen. Der alemannische *Zaun* ist nach Süden gedrängt durch den schwäbischen *Hag* (siehe Karte, 3). Bis zu dieser Linie gilt auch die Aussprache *-ar* für *-er*: *Schnidar* gegen *Schnider* für *Schneider*. (Eine *Schneiderin* gibt es übrigens im ganzen Land nicht, sie heißt hier *Näherin*). Die alemannischen Kürzen sind durch schwäbische Längen bedrängt: in Nord-Vorarlberg gilt schon *Waga* statt *Wagga*; die gleiche Grenze gilt für Schwäbisch *i gang* gegenüber *i goo* oder auch für den Wandel des *o* zu *a vor r* in *Karb*, *Darf*, *Karrn*, *Argel* usw., das im Montafon sogar noch gedehnt wird: *Kaarb* usw. „*Z' Tod g'fücht' ischt oo' g'schtaarba*“.

alle Eigenarten der Räume verblasen. Nur noch die Sprache ist für die Menschen ein gültiges Merkmal für das Eigene und das Fremde, nur an ihr erkennt man die Herkunft der anderen. Gerade in dieser Bedeutung als „Wahrzeichen“ sind darum die Mundarten den Vorarlbergern immer wichtiger geworden, sie umgrenzen den Raum des WIR.

Im Montafon heißt man alle, die nicht die rechte (also Montafoner) Sprache sprechen, *Schnapfen*, die Andersschnabligen. Das gilt schon für die Lorünser und Stallehrer, die juristisch ebenso Montafoner sind, aber eben schon walgausisch oder klostertalisch reden. Drum endet das Montafon für den Montafoner vor Lorüns. **Heute ist es die Sprache, die den Raum prägt.**

Dr. Dr. h.c. Arno Ruoff, Neustetten (D) *Er war Begründer und Leiter der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“, in der die Dialekte des Landes und seiner Nachbarschaft erforscht wurden.*